

Irreführung der Polizei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

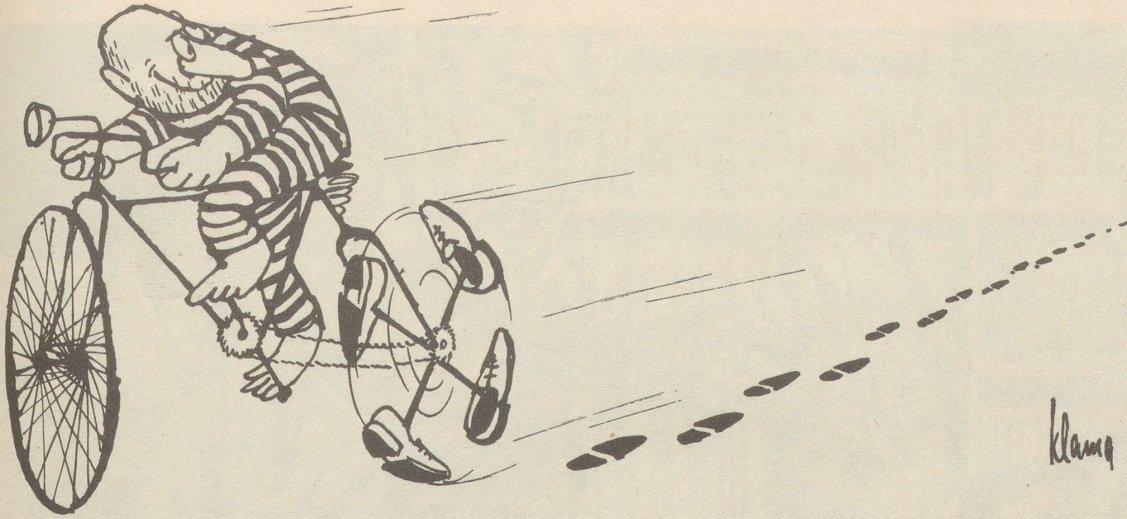
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Irreführung der Polizei

Ich fahre Motorrad

Ihr könnt mir's glauben oder nicht: ich bin tatsächlich einmal Motorrad gefahren, eigenhändig und stolz wie ein Spanier, der in die Arena reitet. Das Abenteuer dauerte eine knappe halbe Stunde und hätte beinahe ein schlimmes Ende genommen. Es trug sich vor nunmehr vierzig Jahren zu, doch steht es noch so frisch in meinem Gedächtnis, als wäre es erst gestern geschehen. Die Straßen befanden sich damals noch in bedenklichem Zustand, sie waren holprig, und die Fahrzeuge wirbelten bei rascher Gangart dicke Staubwolken auf. Aber es waren trotzdem gediegene Zeiten. Nur Magnus machte eine Ausnahme von der Regel des Solitiden, Braven und Tüchtigen.

Magnus, der Große! Höher hinauf geht es bei der Namengebung nimmer. Sein Großvater war Lehrer gewesen, sein Vater war es auch, seine Mutter und seine ältere Schwester standen ebenfalls einer Schülerschar vor, und er selber, Magnus, sollte der Familientradition Treue wahren. Er brachte es im Erzieherberufe freilich nicht sehr weit. Er war ein Spitzbube, der uns schon in der Sekundarschule an Listen und Ränken und Schelmenstreichen turmhoch überragte. Er bestand zwar die Abschlußprüfung im Seminar unter väterlichem Nachdruck mit Auszeichnung und steuerte mit geschwellten Segeln ins werktätige Leben hinaus; aber schon nach kurzer Kreuzfahrt auf offenem Meer warf ihn ein Betriebsunfall mit nachfolgender disziplinarischer Untersuchung aus den

pädagogischen Wassern seiner Eltern auf eine Klippe. Und damit entschwand er aus meinem Blickfeld.

Magnus besaß schon als Lehramtskandidat ein eigenes Motorrad, einen alten Lotterkarren mit Riemenantrieb wie eine Dreschmaschine, den er irgendwo für ein paar Franken erstanden haben mochte, ein urweltliches Gestell, das aber, frisch geölt und geschmiert, noch immer wie ein Sturmstoß dahinstob.

Eines Tages, als ich bei meinen Angehörigen im Städtchen in den Ferien weilte, hörte ich, über eine fesselnde Lektüre gebeugt, den durchdringenden Pfiff meines früheren Schulkameraden. Ich schlug das Buch zu und trabte nach unten. Vor der Haustür wartete Magnus mit seinem Vehikel und grinste mir vielsagend zu.

«Willst du einmal Motorrad fahren?» fragte er großartig.

«Ha, ich möchte schon; aber ich müßte deine Maschine doch zuerst kennen lernen», antwortete ich zweiflerisch.

«Kinderspiel!» spottete er. «Die zwei, drei Handgriffe hast du bald heraus. Schwing dich getrost in den Sattel. Du wirst etwas Wunderbares erleben.»

Ich tat, wie mir befohlen, sprang auf, faßte Fuß und fieberte vor innerer Erregung.

Ohne irgendwelche Erklärung und Belehrung versetzte Magnus der Maschine einen wuchtigen Tritt ins

Eingeweide und brachte dadurch den Motor in Gang. Ich hatte gerade noch Zeit, die Fäuste um die Lenkstange zu ballen und das Gleichgewicht zu sichern. Und schon raste das Ungeheuer wie aus der Pistole geschossen dahin. Gegen sein ohrenbetäubendes Knattern und Knallen nahm sich Maschinengewehrfeuer wie flauens Mückengesumm aus. Ich flitzte durch das Untere Tor dem flachen Talgelände entgegen.

Anfänglich ging alles gut, und es kam wie ein Rausch über mich, ohne den geringsten Kraftaufwand, gleichsam auf Schwingen über Land zu fliegen. Behutsam begab ich mich an die versuchsweise Betätigung der verschiedenen Hebel des fauchenden Renners. Ich begann mit leisem Anziehen desjenigen am rechten Ende der Lenkstange. Das Vehikel bockte, drohte mich abzuschütteln und kopfüber auf die Straße zu schleudern. Aha, das war die Bremse. Vorsicht, junger Mann! Dann tasteten die bebenden Finger ein links außen angebrachtes Hebelchen ab. Die Maschine sprang in gewaltigen Sätzen vorwärts. Aha, der Gashebel, dachte ich. Also Vorsicht, zum Donnerwetter! Und da fanden sich überdies einige Zifferblätter mit hüpfenden Zeigern. Die Lust, noch tiefer in die Geheimnisse des Teufelswagens einzudringen, sackte in mir zusammen. Ich war damit zufrieden, im 50-Stundenkilometer-Tempo über die Landstraße zu segeln. Doch jetzt tauchte eine arge Schwierigkeit auf. Welche Route sollte ich einschlagen? Am besten schien mir, eine kleine Rundstreckenfahrt auf heimatisch vertrautem Gelände auszuführen. Deshalb bog ich bei der Kreuzstraße nach Westen ab. Zu spät durchblitzte mich der Schreck, daß dabei die Bundesbahnlinie Rheintal-Gothard überquert werden mußte. Wenn die Barriere geschlossen war,

dann gnade mir Gott. Doch welches Glück: die Durchfahrt war frei! Ich fühlte mich wieder geborgen auf meinem Thron, so geborgen und sicher, daß die Versuchung in mir hochkroch, neuerdings ein wenig am Gashebel zu manipulieren. Denn die Straße lief schnurgerade und eben fort. Aber ich unterließ es; es eilte mir keineswegs.

In der Nähe von Murgenthal schwenkte ich in scharfem Winkel in das jäh nach Glashütten hinaufsteigende Sträßchen ein. Das Manöver mißlang, ja, es mußte bei meiner Unerfahrenheit hundert gegen eins mißlingen. Ich rannte ans Wegbord und fiel. Indes der Motor noch ein Weilchen spulte, schnurrte und knurrte, arbeitete ich mich unter dem Gestänge hervor, lehnte das Töff an eine Gartenmauer und kehrte auf Schusters Rappen ins Städtchen zurück.

Magnus schnitt ein grimmiges Gesicht, als ich ihm Bericht erstattete. «Wo steht mein Motorrad?» fragte er barsch.

Anhand der topographischen Karte, die ich im Eilschritt aus meinem Stübchen herunterholte, bezeichnete ich ihm genau die Unfallstelle. Damit trollte er sich und schob Richtung Murgenthal davon.

Magnus blieb für mich seither verschollen. Mich aber brachte keine Macht der Erde wieder auf ein Motorrad, nicht einmal auf den Soziussitz. Ich war geheilt.

Otto Zinniker



Bezugsquellennachweis: E. Schlatter, Neuchâtel